

Rezension

Autor(en): **Collenberg, Adrian / Collenberg, Adolf**

Objekttyp: **BookReview**

Zeitschrift: **Bündner Monatsblatt : Zeitschrift für Bündner Geschichte, Landeskunde und Baukultur**

Band (Jahr): - **(1997)**

Heft 4

PDF erstellt am: **22.07.2024**

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

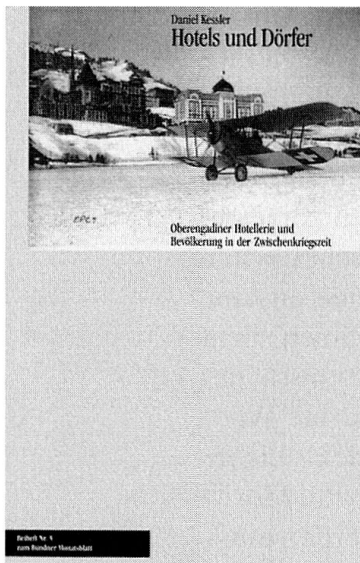
Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Rezension



Daniel Kessler

Hotels und Dörfer

Oberengadiner Hotellerie und Bevölkerung in der Zwischenkriegszeit. (Beiheft Nr. 5 zum «Bündner Monatsblatt», hrsg. vom Verein für Bündner Kulturforschung) Chur 1997. 240 Seiten mit 10 sw-Abbildungen, Broschur.

Verkaufspreis: SFr. 32.–

In Anschluss an Marianne Fischbachers Arbeit über Domleschger Hotelangestellte im Oberengadin: «So ging man eben ins Hotel...» (Beiheft Nr. 1 zum Bündner Monatsblatt, Chur 1991) legt der Ethnologe Daniel Kessler eine Studie vor, die sich insbesondere dem Verhältnis zwischen der oberengadinischen Hotellerie und der einheimischen Bevölkerung während der Zwischenkriegszeit widmet. Quellen- und Informationsbasis des Autors bilden qualitative Interviews mit rund zwanzig Zeitzeugen, eine umfassende Sichtung der einschlägigen Artikel in der *Engadiner Post* und im *Fögl d'Engiadina* sowie verschiedene weitere Schriftzeugnisse. Anhand dieses Rüstzeugs stellt er die Anpassung des engadinischen Alltagslebens an den Tourismus in Frage. Das Werk gliedert sich zunächst in eine ausführliche Einleitung, in der Kessler sich der Thematik hauptsächlich mittels wirtschaftlichen Daten nähert. Weiter folgen drei Hauptkapitel, worin die touristischen Einflüsse erstens auf die Einführung von neuen Transportmitteln und Energieträgern, zweitens auf das kommunale und regionale Politgeschehen und drittens im sozialen Alltag geprüft werden.

Einführend geht es um den Stellenwert des Tourismus im Oberengadin: «Das Fehlen oder Verschwinden der Hotellerie ist den Oberengadiner so unvorstellbar wie die Absenz der Berge und Seen.» Der Tourismus wird als etwas unabdingbar Natürliches, als geographische Prädisposition hingenommen. Gegnerschaft regt sich kaum, da jedem und allen die direkte oder indirekte Abhängigkeit vom Fremdenverkehr klar ist. Bestätigung dieser Aussagen liefern vorerst statistische Zahlen, v. a. jene des massiven Bevölkerungsschubes: Der Kreis Ober-

engadin verzeichnet 1850 bis 1941 eine Zunahme von 158 %, St. Moritz 1850 bis 1930 gar eine solche von 1640 %. Die demographische Zunahme erfolgt dabei durch Zuzüger, die in der Regel an keiner längeren ökonomischen Perspektive interessiert sind. Die wirtschaftliche Abhängigkeit trifft alle Schichten zugleich – vom Bauern oder anderen einheimischen Zulieferern über meist zugezogene Hotelangestellte bis zum Hotelier. Das ökonomische Diktat verwandelt den ehemaligen Kutscher in einen Taxichauffeur, den einstigen Hufschmied in einen Sanitärinstallateur oder Skilehrer. Die Zahl der Hotelbetten verzeichnet eine bruchlose Steigerung, obwohl auch sie mit der wirtschaftlichen (schlechten) Konjunktur korreliert. Parallel dazu erfolgt eine enorme Vermögensvergrößerung, welcher jedoch das Erwerbsvolumen nicht zu folgen vermag. Angesichts der wachsenden Platzbedürfnisse des Fremdenverkehrs erleben auch die Bodenpreise eine enorme Wertsteigerung. Deshalb ist es kaum erstaunlich, dass wegen der steigenden Lebenshaltungskosten sogar im mondänen Luftkurort St. Moritz ab 1918 eine Volksküche (*cuschina populera*) eingerichtet werden muss.

Im ersten Teil untersucht Kessler die Entwicklung verschiedener Transportmittel und Energiearten in Hinblick auf ihr Verhältnis zum Tourismus. Dank dem Albuladurchstich (1903) erhält die Hotellerie die notwendigen Infrastrukturen ohne Eigeninvestitionen. Die neuen Geleise werden trotz (panischen) Ängsten vor der unumgänglichen Präsenz vermeintlich «roter» Bauarbeiter und Bahnangestellter dankbar hingenommen. Bei der auf kantonaler Ebene lange umstrittenen Einführung des Automobilverkehrs wahrt man anfangs ein ungebrochen innovationsfreudiges Verhältnis. Selbst seitens der Fuhrhalter ist kein kollektiver Widerstand gegen das Automobil vorhanden. So kann 1929 in St. Moritz die erste internationale Automobilwoche stattfinden, und bereits ein Jahr darauf müssen – laut kommunalem Beschluss – die Trottinets von den Gemeindestrassen weichen. Erst angesichts der steigenden Lärmimmissionen v. a. des motorisierten Schwerverkehrs wehren sich die Hoteliers im Namen ihrer ruhebedürftigen Gäste gegen die schweren «Brummer», die in St. Moritz tatsächlich erst ab Mitte der 30er Jahre zugelassen werden. Bereits seit 1925 führt man in St. Moritz Zählungen durch, um die neu erwachsenen Verkehrsprobleme in den Griff zu bekommen. Dabei dürften indes eher kommunalpraktische als ökologische Motive ausschlaggebend gewesen sein. Ein weiterer Markstein innerhalb des Ausbaus des Transportwesens bilden die Bergbahnen und Skilifte. Eine erste private Drahtseilbahn verbindet bereits 1912 die Kuranstalt Chantarella mit dem Dorf St. Moritz. Es sind jedoch die «Fudihaken», welche die Hotellerie grundsätzlich ändern, indem die Hotels nicht mehr um ihrer selbst willen aufgesucht werden, sondern als Unterkünfte für Skiliftbenützer dienen. Der Luftkurort wandelt sich zur Wintersportarena, die mit der Durchführung

der Olympischen Winterspiele von 1928 ihren vorläufigen Höhepunkt erreicht. 1938 geht die Chantarella-Corvigliabahn in Gemeindebesitz über, womit die öffentliche Hand dem krisengebeutelten einheimischen Wirtschaftsleben entscheidend unter die Arme greift. Von den ersten Flugversuchen auf dem zugefrorenen St. Moritzersee (1909) bis zur unverzüglichen Automatisierung des Telefonbetriebs zeigt sich abermals, dass das Oberengadin der Modernisierung keineswegs hinterherhinkt, sondern in alpiner Umgebung eine Pionierrolle übernimmt. Differenzen zwischen der Hotellerie und der Öffentlichkeit entstehen anlässlich der Projekte zur Ausnutzung der Wasserkräfte. Die ersten Vorstöße für ein Silsersee-Kraftwerk (1904, 1918) werden von den Bergeller Gemeinden und Sils zwar gutgeheissen, von den anderen Engadiner Tourismusgemeinden, die auf eine landschaftliche Gesamterhaltung angewiesen sind, jedoch deutlich abgelehnt. Der heftig geführte Interessenkampf speist sich indes nicht an einer grundsätzlich negativen Einstellung zur Ausbeutung der Wasserkräfte, sondern es geht lediglich um den geplanten Standort zur Stromerzeugung, der nicht toleriert werden kann. Diese Sichtweise bestätigt rückblickend das Faktum, dass kein anderer als der St. Moritzer «Gründervater» Johann Badrutt es war, der ein erstes Elektrizitätswerk im Engadin bauen liess.

Im zweiten Teil wird der Einfluss des Tourismus bzw. seiner Interessenvertreter auf der lokalen und regionalen Politbühne untersucht. Innerhalb der kommunalen Behörden zeichnet sich generell ein politisch stabiles Bild im «freisinnigen» St. Moritz ab, bei den Kreiswahlen ist gar eine verhältnismässig schwache Präsenz festzustellen. Hoteliers, Gastgewerbler und der örtliche *Handels- und Gewerbeverein* bestimmen nichtsdestotrotz die Politik massgeblich. Auffallenderweise finden die Wahlen während der Nebensaison statt, was nicht unbedingt vom Primat des Tourismus über die Politik zeugen muss, sondern allenfalls auf vor-touristische Traditionen zurückgehen könnte. Nicht ganz zufällig passt sich der schulische Stundenplan dem Rhythmus der Hotel-schliessungen an. Ferner lässt sich nachlesen, wie die politischen Instanzen jeweils neue Trennlinien zwischen einheimischem Freizeitleben und dem Zeitvertrieb der Gäste zu ziehen versuchen. Indessen muten die meisten moralisch begründeten Modernisierungsabwehrversuche (z. B. Sportfeindlichkeit gegenüber der einheimischen Jugend) «schizophren» an angesichts der Realität (Sport als Touristenmagnet).

Im dritten Teil wird auf einige wichtige Felder des sozialen Alltags wie Sprache, öffentlicher Raum oder Vereinswesen eingegangen. Mehrsprachigkeit bildet hierbei die alltägliche Norm. Ab 1920 überwiegt in St. Moritz die deutschsprachige Bevölkerungsgruppe, vorher sprach die Mehrheit italienisch. *Putèr* spricht eine kulturell, sozial und teilweise ökonomisch privilegierte Minderheit. Das oberengadinische Idiom konnotiert also Einheimischsein und Exklusivität. Es ist damit

nicht ein Merkmal für Modernitätsrückstand, sondern ein Zeichen für Originalität. Der touristische Ausbau ist weiter von einem enormen Raumbedarf vom Tal bis zu den Bergen hinauf geprägt. Insbesondere Wohnraum verteuert sich zusehends, jedoch erwächst gleichzeitig Opposition gegen den Bau von Mehrfamilienhäusern aus bau- aber auch sozialästhetischen Gründen, denn der luxuriöse Kurort verträgt «keine Mietskasernen». Angesichts der radikalen äusseren Veränderungen reaktiviert man vor-touristische Traditionen: Bei der Rettung des Schiefen Turmes der alten reformierten Kirche (1928) sensibilisiert sich die Bevölkerung auf eine Imago der «alten» Zeit und wahrt durch verschiedene Spendenaktionen das Ortsbild. Mit der Eröffnung des *Museo Engiadinais* 1906 entsteht in St. Moritz sogar das erste Regionalmuseum der Schweiz. Im inneren Raum ist die soziale Trennung in Einheimische und Gäste unabwendbar. Für erstere sind Hotels in der Regel Tabuzonen, weitere soziale Barrieren (Eintrittsgeld!) verhindern vielfach eine vollumfängliche Partizipation am Kulturgesehen. Die tiefgreifende Anpassung an die *giasts* und *esters* offenbart sich bis ins lokale Vereinswesen hinein. So ist bei verschiedenen Freizeitgesellschaften eine Formierung zu touristischen Zwecken unverkennbar. Der Musikgesellschaft von St. Moritz etwa greift man in der Existenzkrise der 20er Jahre offiziell unter die Arme, weil die zahlreichen Sportanlässe wie Corvatschrennen oder Pferderennen ohne musikalische Einrahmung schlichtweg undenkbar sind. Verschiedene Chöre etablieren sich auf der anderen Seite als Einheimischengesellschaften. Ähnlich sind die Theatervorstellungen der Ortsvereine für Einheimische reserviert, werden dementsprechend ausserhalb der Hochsaison aufgeführt. Bei der Re-Folklorisierung von *Chalandamarz* und *Schlitteda* ist die Trennungslinie zwischen lokalem Brauchtum und touristischem Folklorezweck überhaupt unscharf. Da auch die Vergnügungsmöglichkeiten dem Zwang, sich den Bedürfnissen der Gäste anzupassen, unterliegen, wird bereits 1931 *Zwicky's Tonfilm-Theater* in St. Moritz eröffnet. Dank den Gästen profitieren für einmal die Einheimischen (während der Zwischensaison) von den neuen Kinomöglichkeiten.

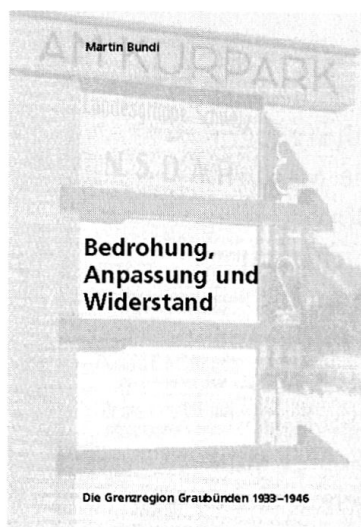
Abschliessend ergibt sich ein Bild des Oberengadins in der Zwischenkriegszeit, bei welchem die Hotellerie sowohl auf Gäste als auch auf Arbeitskräfte eine sehr grosse Anziehungskraft ausübt. Die ökonomische Abhängigkeit führt von den politischen Instanzen bis zu den Vereinen zu einer Instrumentalisierung für touristische Zwecke. Die Gemeinde selber dient als «Puffer der Wirtschaft» und leidet in dieser Funktion stark unter den Rezessionserscheinungen. In St. Moritz ist die Kommune in den 30er Jahren so finanzschwach, dass sie den Anleihenverpflichtungen nicht mehr nachkommen kann. Die Beziehung zwischen Einheimischen und Gästen bleibt eine punktuelle und beruht allein auf geschäftlicher Grundlage. Es herrscht ein «jahreszeitlicher

Puls» mit deutlich geschiedener «Einheimischen»- und Gästesaison. Eine Abgrenzung von der wirtschaftlichen und sozialen Dominanz des touristischen Alltags gelingt kurzfristig höchstens dem stabilen Kern der Einwohnerschaft.

Daniel Kessler liefert eine sehr subtile Darstellung der Verhältnisse zwischen Tourismus und lokaler Gesellschaft, indem er die wirtschaftlichen, sozialen, politischen, kulturellen und selbst kulturgeographischen Implikationen anschaulich darstellt. Die städtische Moderne dringt mit dem Tourismus ins Tal, und die Oberengadiner Bevölkerung kann aus der wirtschaftlichen Notwendigkeit heraus gar nicht anders reagieren, als sich den neuen Rahmenbedingungen anzupassen. Er peilt damit insofern eine aktuelle Problematik an, als dass sich ja die Tourismuswirtschaft permanent neu definieren und transformieren muss, dabei aber die Neugestaltung allzuoft einer rein ökonomisch orientierten Elite überlässt. Wünschenswert seitens der Leserschaft wäre vielleicht eine noch direktere Personifizierung der touristischen Hegemonie gewesen, indem man die sozialwirtschaftlichen Positionen anhand geeigneter Personengruppen unmittelbar gegenübergestellt hätte (z. B. ein Informant aus dem Hotelier- gegen einen aus dem Bauernmilieu). Allgemein vergegenwärtigt die fein abgestimmte Untersuchung deutlich die kaum jemals hinterfragte Dominanz und mannigfache Involvierung des Tourismus. Lediglich hie und da vermisst man eine schärfere Bewertung der Ergebnisse. Ansonsten bietet der Autor eine vorbildlich vollständige Zitationsweise der Zeitungsartikel und Interviews – hinter denen sich nicht zuletzt ein Gros an Übersetzungsarbeit verbirgt.

Adrian Collenberg

Rezension



Martin Bundi

Bedrohung, Anpassung und Widerstand

Die Grenzregion Graubünden
1933–1946, 129 S., 8 s/w-Abbildungen.
Verlag Bündner Monatsblatt/Desertina,
Chur 1996.

Fr. 27.50.

Es gibt Bücher zu Fragestellungen, die überfällig sind. Bundis Werk ist ein solches: es behandelt Einstellungen und Reaktionen des offiziellen und privaten Bündens auf die ideologische Herausforderung von Faschismus und Nazismus. Das schmale Bändchen von 128 Seiten in der Hand haltend, fragt man sich, ob es einer solch komplexen Aufgabe gerecht werden kann. Diese Frage hat sich offensichtlich auch der Autor gestellt, und man ist gut beraten, zunächst mal die Einleitung zu studieren.

Was will die Studie?

a) positiv formulierte wissenschaftliche Ziele sind

«... das Geschehen von damals in der grössten Grenzregion der Schweiz, in Graubünden, näher zu untersuchen»; «manche Erkenntnisse von 1946 relativieren, ergänzen, präzisieren»; «Untersuchung von Worten und Taten von Einheimischen» (S. 9); «Darstellung der Aktivitäten von Ausländern im Kanton»; «die Haltungen der Politiker und weiterer Personen, die sich öffentlich betätigten, zu erfassen und zu erläutern». (S. 10)

Einschränkungen: «Es war im Umfang der gesteckten Rahmenbedingungen nicht beabsichtigt, eine umfassende Darstellung zu schreiben ... der Rückgriff [sc. auf die Quellen] musste sich auf Punktuell beschränken» (S. 10). Dieser Rückgriff wurde – um mit Bundi zu sprechen – als Folge verschwundener, nicht mehr auffindbarer oder durch die Regierung oder andere Instanzen oder Personen vernichteter

Akten erschwert. Trotzdem glaubt Bundi, «ein einigermaßen abgerundetes Bild» entworfen zu haben.

b) ausserwissenschaftliche Ziele

Durch historische Aufklärung über die jüngere Vergangenheit, d.h. «eine genaue Kenntnis [und selbstredend: Vermittlung] der jüngeren Geschichte ... dazu beitragen, dass derart gefährliche Ideologien wie damals in unseren zivilisierten Breitengraden nicht wieder aufleben.» (S. 9) Ein Zitat von Oskar Reck dämpft allerdings den Optimismus des Autors hinsichtlich der Wirkung historischer Unterweisung.

Soweit die Einleitung. An diesen Aussagen muss sich das Büchlein messen lassen.

Als einer der (zeitlich) letzten Buchbesprecher erscheint es mir unnötig, den Inhalt zu wiederholen, nachdem dieser bereits von mehreren Tageszeitungen durchaus zutreffend wiedergegeben und als in etwa bekannt vorausgesetzt werden kann. Ich beschränke mich deshalb auf die Wiedergabe des Kapitelverzeichnisses als Orientierung: Zur geopolitischen Situation Graubündens; Faschistische Umtriebe; Nationalsozialistische Agitation und ihr Widerhall; Wie sah es im benachbarten Ausland 1938 aus?; Haltung, Äusserungen und Massnahmen der offiziellen Schweiz; Die Haltung des offiziellen Graubündens; Anpassertum; Widerstand; Das Militär; Die «Säuberungsaktion» [1946]; Rück- und Ausblick; Anmerkungen, Bibliographie; Quellentexte.

Das zu Erwartende bewahrheitet sich: Dieses Büchlein schliesst nicht die Lücke in der Bündner Geschichte, leistet aber als Einstiegs-publication einen sehr wichtigen und fundierten Beitrag, um in den historischen Raum hinter den geschlossenen Aktenschränken und (wie Bundi annehmen muss) vernichteten Aktenbeständen vorzudringen. Es erscheint mir unangebracht, in die vorhandenen Lücken der Studie hineinzuschiessen oder Bundis Annahmen und / oder Vermutungen zu einzelnen Personen mit Behauptungen, fragwürdigen Entschuldigungen oder Vorspiegelung besserer Kenntnisse begegnen zu wollen. Was man auf diesem sehr heiklen Gebiet gelten lassen kann – und allein gelten lassen darf – jetzt und in Zukunft: Fakten, Fakten, Fakten und deren nachvollziehbare Analyse und Interpretation. Auf der Basis erweiterter Kenntnisse kann dann eine fruchtbare Diskussion stattfinden. Beim augenblicklichen Stand der Bündner Forschung zum Thema befürchte ich, dass Diskussionen in nichts anderes ausarten als in Behauptungen: «Er war ein Fascho, er war kein Fascho, er war einer, er war keiner... (man erinnere sich an das Blumenspiel: er liebt mich, liebt mich nicht...). In Anlehnung an Bundis Vorwort sei festgehalten: Die Forscher haben (auch) auf diesem Feld nicht weiss oder schwarz zu waschen, sondern Fakten und Interpretationen zu präsentieren, die geeignet sind, der Realität gerecht zu werden. *Die* Realität entzieht sich

allemaal dem Zugriff, und was die Historiker machen, ist eine nachschöpferische Rekonstruktion der Geschichte, eine Annäherung an das Original. Mehr vermag keine Forschungsmethode zu leisten. Dass der Weg zu wissenschaftlich, d. h. hinreichend abgesicherten Urteilen, noch mit viel Analysearbeit gepflästert werden muss, gibt Bundi in der Einleitung zum Werk zu verstehen und kann der kundige Leser aus dem Quellen- und Literaturverzeichnis ersehen: Gering sind die bisher erschienenen spezifischen Studien zum Thema an Zahl und Umfang und umfangreich sowie zeitraubend die noch auszuwertenden Quellen (Presse!). Auf glückliche Aktenfunde darf man hoffen, auf sie bauen kann man leider nicht (das ist schliesslich der Zweck solch unheiliger Vernichtungsorgien zum Zwecke vermeintlich effizienter Vergangenheitsbewältigung!).

Bei der Lektüre von Bundis Werk fällt die Absenz der bürgerlichen Widerständler auf, was denn auch von dieser Seite negativ vermerkt worden ist. So liest man im Bündner Tagblatt vom 14. 1. 1997 (Claudio Willi): «...der Eindruck allerdings, der sich bei der Lektüre aufdrängen könnte, allein eine Handvoll mutiger Sozialdemokraten hätte die Ehre des offiziellen Graubünden gerettet, während sich bürgerliche und konservative Kreise vor allem als Anpasser ausgezeichnet hätten, leuchtet dagegen wohl kaum die ganze Wahrheit aus...».

Warum «*wohl kaum* die ganze Wahrheit»? Sie tut es *ganz sicher* nicht, kann es gar nicht! Aber nun muss man alle Nicht-Bundis aufrufen, diese (auch Bundi bewusste oder von ihm zumindest nicht ausgeschlossene!) Tatsache bürgerlich / konservativen Widerstandes mit Fakten zu beglaubigen, um die bei Bundi geortete Lücke zu füllen. Mich erstaunen angesichts des bekannten Materials und der allen zugänglichen Informationen (u. a. die damaligen Zeitungen!) zunächst einmal die sehr vorsichtigen Formulierungen und Urteile Bundis. Es ist seine Schuld nicht, dass die politischen Exponenten und OpinionLeaders dieser Kreise in der *öffentlichen und vorbehaltlosen* Rückweisung der zur Diskussion stehenden Tyraneien und / oder Ideologien so zurückhaltend gewesen sind. Die Gründe dafür müssen Gegenstand künftiger Untersuchungen sein, und niemand hindert Historiker (politisch) freisinniger oder konservativer Provenienz, diese Forschungsarbeit zu leisten. Dass dies bisher mit Ausnahme der allgemeinen Darstellung der fraglichen Jahrzehnte in der Bündner Geschichte von Metz nicht geschehen ist, ist nicht des Sozialdemokraten Bundi Schuld!

Eine wesentliche Frage, die sich mit Bezug auf sein Büchlein stellt, ist, ob das bodenlose Thema angesichts der (von geringfügigen Ausnahmen abgesehen) fehlenden Spezialstudien zu Bündnen mit einem so kurzen Abriss angegangen werden soll oder nicht. Darüber kann man auch nach der Lektüre verschiedener Meinung sein. Ob es sinnvoller gewesen wäre, Jahre bis zur Vorlage eines opus magnum

verstreichen zu lassen, wage ich zu bestreiten. Bundis Werk schafft einen seriösen Rahmen für die Einbettung erweiternder Faschismusforschung und erreicht zudem ein wesentliches Ziel, wenn es den entscheidenden «Anstoss für die notwendige Aufarbeitung und Auseinandersetzung mit dieser Epoche» (zit. Willi) geben kann. Die älteren Anstösse (auch von anderer Seite) sind ins Leere gegangen – von ent-rüstetem Geschwätz oder beredtem Stillschweigen abgesehen. Ein «*einigermassen* abgerundetes Bild» (zit. Bundi, S.10) ist sich seiner Unvollständigkeit bewusst und ruft nach weiterführender Forschung. Man forsche nach und lege erweiternde, ergänzende, korrigierende Fakten und Interpretationen auf den Tisch! Das allein ist Dienst am Thema, am Fortschritt der Wissenschaft resp. am Wissen als deren Ergebnis. Für heisse Luft ist das Thema zu heikel – und in seinen Konsequenzen zu ernst für Verdammungs- und Seligsprechungs-Duelle unter Fachleuten oder Laien.

Was den allgemeinen Aspekt angeht, lasse ich, um nicht Opfer zu grosser Nähe zum Thema zu werden, einen Aargauer zu Worte kommen (Anton Wohler), der «unsere» Bündner Arbeiten zum Faschismus aus gehöriger Distanz sehr interessiert verfolgt. Er schrieb mir nach der Lektüre: «In der Tat, ich habe rasch und mit Interesse Bundi gelesen. Mein Eindruck: flüssig geschrieben, informativ, auch für Laien + Schüler verständlich ... Schwerer Mangel: kein Register!»

Ein Urteil in Kürzestform, dem man zustimmen kann. Hervorheben möchte ich dabei, «*auch für Laien + Schüler verständlich*»! Was das Register betrifft, kommt mir ein Dictum von P. Iso Müller sel. in den Sinn: «Der Gebrauchswert [nicht Lesewert!] eines Fachbuches reduziert sich bei fehlendem Register um die Hälfte.» Schade um das fehlende Register, aber es beeinträchtigt den Lesewert glücklicherweise nicht.

Adolf Collenberg